Mit der Kamera gegen die Apartheid

PORTRÄT Der Fotograf Jürgen Schadeberg gehörte zu den engsten Wegbegleitern Nelson Mandelas. Jetzt stellt er in Darmstadt aus.

Als Nelson Mandela nach 28 Jahren im Gefängnis sein erstes Silvesterfest in Freiheit verbrachte, versammelte er Mitstreiter und Freunde um sich. Darunter waren ein Erzbischof, nahezu die komplette Führung des African National Congress (ANC) und ein Fotograf, der ebenso durch seine Hautfarbe wie durch seinen, wenn auch nur noch schwach ausgebildeten, deutschen Akzent auffiel. Mandela, in dessen Haus in Soweto man damals ebenso das neue Jahr wie das neue Südafrika feierte, und Desmond Tutu sind heute genauso die Symbolfiguren für die Überwindung des Apartheid-Regimes, wie der Fotograf Jürgen Schadeberg für seine Abbildung steht. Die Aufnahmen des gebürtigen Berliners, von denen eine Auswahl derzeit in der Darmstädter Kunsthalle am Steubenplatz gezeigt wird, sind ins kollektive Gedächtnis eingegangen, weil sie ein Schlaglicht auf die Geschichte werfen, sie komprimieren, ohne zu verkürzen.

An Silvester 1990 lag es bereits vier Jahrzehnte zurück, dass Schadeberg den späteren und im vergangenen Jahr verstorbenen Friedensnobelpreisträger das erste Mal porträtiert hatte. Diese Fotos, aufgenommen in Mandelas Kanzlei, zeigen einen konzentrierten, sich jeder Selbststilisierung verweigernden jungen Mann, der die Kamera mit beinahe herausfordernder Geringschätzung straft. Typisch für Mandela, und charakterisierend auch für seinen Fotografen – Schadeberg huldigt einem Fetisch des Realen, unterwirft sich dem Diktat des Dokumentarischen. Nichts ist gestellt oder inszeniert, der Beigeschmack des Beiläufigen ist allgegenwärtig. Die Wucht seiner Aufnahmen entspricht der Wucht der Wirklichkeit.

Dabei verschlug es ihn eher zufällig nach Südafrika. „Eigentlich wollte ich nach New York. Wegen den Magazinen ‚Life' und ‚Look' zog das damals alle Fotografen an", sagt er. Noch während der Blockade verließ er 1949 das eingeschlossene West-Berlin, um dann nicht in Amerika, sondern in Südafrika zu landen, wohin seine Mutter bereits zuvor mit seinem Stiefvater, einem ehemaligen Hauptmann der britischen Besatzungsarmee, ausgewandert war.

Es war eine Reise von der geografischen in die mentale Enge. Und in die Unwissenheit: „Ich hatte keine Ahnung, wo ich hinkomme." Was sich schnell ändern sollte, als ihn kurz nach der Ankunft Freunde seiner Mutter einluden, ihre Asbestmine zu besichtigen. Schockiert über die Verhältnisse unter Tage ging er in die Krankenhäuser, wo die Lungenkranken dahinvegetierten, fing mit der Kamera den Alltag der Arbeiter ein, um dann einer Johannesburger Zeitung seine Fotos anzubieten. „Die haben mich ausgelacht. Das seien doch nur Schwarze." Agenturen in Deutschland und England schickte er seine Aufnahmen, sie antworteten ihm nicht einmal. Dennoch hatte er sein Sujet gefunden: Er dokumentierte von da an mit Bilderstrecken die fortschreitende Verdüsterung im Leben der Schwarzen, den Rassismus im Gewöhnlichen.

Dabei denunzieren seine Fotos nicht ihre Motive. Als die südafrikanische Polizei 1959 gewaltsam die letzten Bewohner aus dem Johannesburger Stadtteil Sophiatown – wo Afrikaner, Inder, Schwarze und Weiße friedlich zusammenlebten – vertrieb und die Gebäude niederwalzen ließ, entstand eine seiner wirkmächtigsten Aufnahmen: Zwei Frauen sitzen vor den Ruinen ihres Hauses und warten auf den Lastwagen, der sie in die Ungewissheit bringen soll. In ihren Augen spiegelt sich Fassungslosigkeit, ihre Umrisse sind geduckte Trutzburgen in einer plötzlich feindlich gewordenen Umgebung. Veröffentlicht wurde das Foto außerhalb Südafrikas dennoch nicht: Drei Filme schickte er

> »Was damals geschah, hat niemanden in Europa interessiert.«
>
> JÜRGEN SCHADEBERG

an eine Agentur in London, nur um erneut auf Unverständnis zu stoßen. „Sie kamen mit einem Zettel zurück, auf dem stand: So darf man nicht fotografieren. Was damals geschah, hat niemanden in Europa interessiert."

Es lag an Aufnahmen wie denen vom Untergang Sophiatowns, dass Schadeberg, der am Dienstag seinen 83. Geburtstag begehen wird, von Geheimdienst und Polizei des Burenstaats ins Visier genommen wurde. Sie observierten ihn, schüchterten Gesprächspartner ein, und bei „Drum", dem ersten afrikanischen Lifestyle-Magazin für Schwarze, für das er früh arbeitete und später die Fotoredaktion aufbaute, versuchten die Sicherheitsbehörden, Spitzel zu werben. Mehrmals wurde er kurzzeitig verhaftet und verhört, einmal spürte er dabei den Lauf einer Pistole an seiner Schläfe. Es klickte – was nicht der Schlagbolzen war, sondern die Zähne des Polizisten, als vor unterdrückter Wut die Kieferknochen zitterten. „Er zischte mir zu, irgendwann würde er mich umbringen, und warf mich hinaus."

Als er ging, ging er freiwillig. Und wieder waren es die Kontraste, die ihn anzogen: In England verbildlichte er von 1964 bis 1968 den Niedergang des Landes, porträtierte die Vertreter der britischen Upper Class, aber mit Strafgefangenen und Alkoholikern auch das menschliche Treibgut einer Epoche, deren atavistischer Glanz sich nur noch bei Pferderennen entfaltete und nicht mehr über die sozialen Verwerfungen hinwegtäuschen konnte.

Zuvor hatte er bereits den Mauerbau dokumentiert, als er im August 1961 zum ersten Mal wieder in seiner Heimatstadt war. Diese klar strukturierten, formal gegliederten Fotos zeigen die Berliner gleichsam in einem schockgefrorenen Zustand. Vor allem an die Stille in der sonst so pulsierenden Stadt kann er sich noch erinnern: „Die Berliner hatten so viel erlebt. Dann kam das noch dazu. Es war eine bedrückende Atmosphäre, die mich an Südafrika erinnert hat."

Über die Entwicklung jenes Landes, das ihm zur Wahlheimat geworden ist und in das er damals zurückkehrte, ist er ernüchtert. „Es gibt eine neue Apartheid." Noch immer schwelen Hass und Neid, auch die Fußball-Weltmeisterschaft vor vier Jahren hat daran nichts geändert. Zudem wird die Kriminalität immer mehr zum Problem, sagt er. „Schnell leben, jung sterben, und als Leiche gut aussehen", lautete einst das subversive Motto von „Drum". Auch heute wird besonders in und um Johannesburg vor der Zeit gestoben, wenn auch nicht im Kampf gegen die Regierung. Sechs Bekannte Schadebergs wurden in den vergangenen vier Jahren von Einbrechern ermordet.

Längst wird ihm die Anerkennung zuteil, die ihm früher versagt wurde. Dass die renommierte Photographer's Gallery in London seine berühmteste Mandela-Aufnahme, die das damalige Staatsoberhaupt 1994 in seiner einstigen Zelle auf Robben Island zeigt, zu den „eindrucksvollsten Bildern des 20. Jahrhunderts" zählt und das Goethe-Institut in ihm einen der „wichtigsten Fotografen weltweit" sieht, registriert er. Mehr aber auch nicht. Obwohl diese späte Wertschätzung berechtigt ist, mag darin auch der Versuch mitschwingen, die langjährige Komplizenschaft mit dem Unrechtsregime vergessen zu machen. Denn wirtschaftliche Interessen gingen vor: Die Bundesrepublik war mit nahezu einem Drittel aller Auslandsschulden der größte Finanzier des Landes, deutsche Konzerne profitierten durch Niederlassungen am Kap von der Entrechtung der schwarzen Bevölkerungsmehrheit. Wobei sich die Parteien im Umgang mit dem Apartheid-Staat temporär einig waren – selbst der seinerzeitige SPD-Außenminister Willy Brandt meinte einmal mit Verweis auf Südafrika, man solle „Handel und Politik nicht ohne Not koppeln". Schadeberg stand als einer von wenigen Deutschen frühzeitig auf der anderen, der richtigen Seite. Heute trägt er am Revers die Spange des Bundesverdienstkreuzes, und diese Auszeichnung ehrt gleichermaßen Mann wie Werk.

Nach mehr als sechs Jahrzehnten im Ausland hat er vor drei Jahren in Berlin-Wilmersdorf am Hohenzollerndamm eine Wohnung bezogen. „Ich war 35 Jahre in Südafrika. Danach kommt ein Moment, in dem man von den Schwierigkeiten anderer Länder genug hat. Jetzt schaue ich mir die deutschen Probleme an", sagte er damals inmitten halbausgepackter Umzugskisten und Handwerkern, die letzte Arbeiten verrichteten. Geblieben ist er dennoch nicht. Sei einem Jahr wohnt er in Spanien, in der Nähe Valencias. Dort schreibt der Chronist der Gegensätze an seiner Autobiografie, will erzählen. Vom Kampf gegen Unterdrückung, Gleichgültigkeit, Rassismus. Und von einem Mann, der dafür 28 Jahre im Gefängnis verbrachte. ■ *Martin Eich*

Der Fotograf Jürgen Schadeberg während einer Ausstellung seiner Aufnahmen in der Galerie Seippel in Köln. – Links: Schadeberg zusammen mit Nelson Mandela (Mitte) bei der Eröffnung der Mandela-Ausstellung. Fotos: **dpa**

INFORMATIONEN

Die Ausstellung **„Jürgen Schadeberg – Chronist Südafrikas"** ist bis zum 29. Juni in der Kunsthalle Darmstadt (Steubenplatz 1, 06151/89 11 84) jeweils di - fr von 11 bis 18 Uhr sowie sa, so und an Feiertagen von 11 bis 17 Uhr geöffnet.